

Hubert Börger ist aufgeregt. So aufgeregt, dass er in sehr kurzer Zeit sehr viele Worte macht. Für einen Mecklenburger jedenfalls. Von Druckbehältern spricht er, von Wasserstoff, Patenten und Energiespeichern. Er gestikuliert, redet laut, grinst spitzbübisch. Da ist diese Sache, an der er seit einem Jahr arbeitet. Und die noch so geheim ist, dass er mir den Prototypen nicht zeigen will.

Ich kenne Hubert Börger schon. Vor ziemlich genau zwei Jahren war ich schon einmal bei ihm in der selbsternannten „Ackerstadt“ Teterow, einer kleinen mecklenburgischen Stadt mit ihren Schildbürgergeschichten, dem stattlichen Rathausplatz und ihrem mehr als rührigen Bürgermeister, der jeden zu kennen scheint, der ihm über den Weg läuft. Ich hatte mich damals gefragt: Wie wirken Gesetze, die in Berlin gemacht werden, in einer normalen ostdeutschen Stadt? Was machen Mindestlohn und die „Rente mit 63“ mit den Unternehmen dort? Und überhaupt: Was ist das, die ostdeutsche Wirtschaft, um die man sich in Berlin zu kümmern vorgibt, als handle es sich um einen von wiederkehrenden Schwächeanfällen bedrohten Privatpatienten?

Was ich damals in Teterow fand, waren Firmen, die ganz gut zurechtkamen und keine Angst vor dem kommenden Stundenlohn von 8,50 Euro hatten. Ich fand einen leicht defizitären städtischen Haushalt mit mageren Gewerbesteuer-einnahmen und Altschulden; hübsche, sanierte Häuserzeilen und eine schrumpfende Bevölkerung. Und ich fand Reinhard Dettmann, den Bürgermeister und ehemaligen Physikprofessor der Universität Rostock, der 1990 mit der Wende ins Amt gekommen war. Schon vor zwei Jahren, als ich im strömenden Regen mit Dettmann durch Teterow fuhr und lief, verabredeten wir, dass ich wiederkommen würde. Um nach Veränderungen zu suchen und herauszufinden, ob die Zeit Wunden heilt oder am sorgsam Erbauten nagt, bis es brüchig wird.

Im Fall von Hubert Börger ist nichts brüchig geworden. Statt auf 15 000 Quadratmetern breiten sich die Produktionshallen und Lager des Unternehmers nun auf 20 000 Quadratmetern aus, der Umsatz stieg von fünfzehn Millionen Euro auf knapp zwanzig Millionen, und aus hundertzweihundert Mitarbeitern wurden gut hundertfünfzig. Noch immer produziert Börgers Firma Emano/Rubin Regenwassertanks, Toilettenhäuschen, Kunststoffteile für Reinigungsmaschinen und volksfesttaugliche Urinale mit Abstellfläche fürs Bierglas. Eben jede Art Kunststoffteil für Rotationsmaschinen gegossen werden kann.

Türkische Kunststoffspäne liegen auf dem Hallenboden, wie vor zwei Jahren riecht es nach geschmolzenem Plastik. Börgers Mitarbeiter feilen an Gießnähten. Das mobile Klobhäuschen, das die an „Krieg der Welten“ erinnernde Rotationsmaschine gerade freigegeben hat, ist noch warm. Dazwischen wuselt der Chef herum, bald fünfundsechzig Jahre alt, aber ohne Gedanken ans Aufhören. Kariertes Kurzarmhemd, Socken und Sandalen; Börger, der Mann mit den drei Meistertiteln und dem Händedruck eines Schraubstocks, sieht nicht nach Firmenimperium aus. Und doch gehört ihm eines. Als in der DDR in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre Selbständige wieder zugelassen wurden, legte er los. Seinen ersten Reifenhandel gibt es noch; eine Tankstelle und eine Spritzgießerei, die zwischendurch dazukamen, ebenfalls. Dann die wachsende Zahl an Hallen, die inzwischen den Schriftzug Emano/Rubin tragen, weil Börger sie den Vorbesitzern abgekauft hat. „So ging das immer weiter“, sagt Börger und zuckt mit den Schultern, als sei das nun mal der Lauf der Welt, eine Firma nach der anderen zu gründen.

Und nun dieses Geheimprojekt, an dessen Ende stehen soll, was der Energiegewende noch fehlt: günstige Stromspeicher auf Wasserstoffbasis. Eine neue Idee ist das nicht; bislang jedoch waren Wasserstoffspeicher wegen ihrer geringen Effizienz kein Erfolg. „Aber wir wollen die Preise um fünfzig bis sechzig Prozent senken“, sagt Börger. Den Unterschied machen sollen seine Behälter. Wasserstoffdurchlässiger Kunststoff, mit Kohlefasern umwickelt, in der Lage, einen deutlich höheren Druck auszuhalten als herkömmliche Speicher – und dadurch eben effizienter. „Wir werden die Ersten sein, die in Serie gehen“, sagt Börger. Ende des Jahres soll es so weit sein. Wie er auf diese Idee kam? „Irgendwoher kommt das“, sagt Börger und zuckt wieder mit den Schul-



Mecklenburgisches Idyll: Die Kleinstadt Teterow hat schon anderes überstanden als den Mindestlohn. Die Geschäfte laufen immer noch.

Foto Matthias Lüdecke

In Teterow lebt der Markt

Vor zwei Jahren waren wir schon mal da. In der mecklenburgischen Kleinstadt wussten Frisöre, Industrielle und Bürgermeister nicht, was der Mindestlohn mit der Wirtschaft machen würde. Jetzt haben sie es erfahren. *Von Henrike Roßbach*

tern, „genau wie bei den Behältern zum Abwerfen von Hilfsgütern, die nicht mehr kaputtgehen.“

Einen, der an einer Revolution arbeitet, kratzt so etwas wie der Mindestlohn nicht. Der eine oder andere von Börgers Arbeitern startet zwar in diesem Lohnsegment. Aber der Unternehmer braucht Fachleute, und die muss er entsprechend bezahlen. Weil er in der Umgebung von Teterow immer weniger findet, bildet er sie selbst aus; Erwachsene und Jugendliche, aus der Region, aber auch aus Polen. Wie er auch seine Werkzeuge selbst herstellt und seine Entwicklungsabteilung selbst aufgebaut hat.

Ilka Ackermann musste ebenfalls lange suchen, bis sie eine neue Mitarbeiterin fand, die ihren Ansprüchen genüge. Das eint sie mit Hubert Börger. Sonst aber liegen Welten zwischen ihrem entschleunigten Friseursalon und der Geschäftigkeit in Börgers Hallen. Und auch der Mindestlohn berührt ihr Geschäft deutlich anders als seins. Vor zwei Jahren, als die 8,50 Euro in der Stunde beschlossen, aber noch nicht eingeführt waren, ahnte Ilka Ackermann schon, dass sie ihre Preise wird anheben müssen. Heute kostet es in der Tat fünf bis zehn Euro mehr, sich auf den braunen Sesseln niederzulassen. Manche Kunden hat das verschreckt. „Die meisten Gäste aber haben die Preiserhöhung akzeptiert“, sagt Ilka Ackermann, außerdem seien neue Kunden dazugekommen. Manche fahren eine Stunde, um sich von ihr die Haare schneiden zu lassen. Überhaupt stammt die Mehrheit ihrer Stammkunden nicht aus Teterow. „Die glückliche Kundin erzählt es weiter“, sagt sie und lächelt.

Verglichen mit unserem Gespräch vor zwei Jahren, wirkt sie verändert. Nicht nur, weil sie das Haar jetzt kurz und dunkel trägt statt als platinblonden Bob. Sie wirkt gelassener. Sie lacht und sagt, dass sie nicht mehr 60 Stunden in der Woche im Salon stehe, dass sie mehr Verantwortung abgeben habe. „Es ist toll zu sehen, wie Leute sich entwickeln mit mehr Verantwortung und Vertrauen.“

Achtzehn Jahre lang ist sie jetzt selbstständig. Nie hat sie es bereut, auch wenn sie findet, dass es schwieriger geworden ist, Unternehmerin zu sein in Deutschland. Das Steuersystem, die Abgaben, die steigenden Produktpreise, der steigende Mindestlohn. „Das Thema ist noch nicht durch, da kommt noch mehr“, fürchtet sie. In Berlin könne man 150 Euro verlangen für einen Haarschnitt mit Farbe, in London 300 Euro. „In Teterow aber nur 85 Euro“, sagt die Vierundvierzigjährige. Entmutigt aber ist sie nicht. „Ich habe weiterhin ganz viel Freude“, sagt sie und erzählt von Designer-Einladungen zu Modeschauen, von ihrem Netzwerk aus Stylisten und Fotografen, von Reisen nach Paris und Italien. „Das hier“, sagt sie und macht eine Handbewegung über Sessel, Spiegel, Holztreppen und Design-Zeitschriften hinweg, „ist viel mehr als nur Haare schneiden“. Zehn Jahre dauere es, bis ihre Investitionen abbezahlt seien. Unruhige Nächte aber habe sie deswegen nicht. „Ich bin total stolz. Ich habe Respekt vor mir selbst.“ Ich frage sie, warum sie ihren Salon ausgerechnet in der „Ackerstadt Teterow“ eröffnet hat, was doch furchtbar weit entfernt klingt von Wellness und asiatischen Duftnoten. „In der Großstadt wäre ich eine von vielen. Hier bin ich einzigartig.“ Außerdem sei sie Mecklenburgerin. Und ihr Mann Teterower.

Es ist das verbindende Element zwischen den Menschen, die ich in Teterow getroffen habe: Heimat. Auch Hubert Börger ist hier geboren und aufgewachsen. Bürgermeister Dettmann, der immer noch jeden duzt und „ich“ sagt, wenn er seine Stadt meint („Die überflutete Fläche vor dem Bahnhof mache ich dir noch diesen Monat weg“), stammt ebenfalls von hier.

Und Lars Bennke erst recht. „Ich bin ein Ackerbürger“, sagt er im norddeutschen Tonfall der Gegend, mit dem auch der Bürgermeister spricht, wenn er Bennke mit „Moin, Chef“ begrüßt. Bennke, groß gewachsen, Kinnbart, kräftiger Händedruck, scheint bester Dinge. „Der Zahn der Zeit arbeitet für uns“, sagt er. „Gute Arbeit zieht Arbeit nach sich.“ Als ich vor

zwei Jahren zum ersten Mal in Bennkes Putzfirma „Einfach sauber“ war, galt für Gebäudereiniger noch der tarifliche Mindestlohn von 7,96 Euro in der Stunde. Inzwischen sind es 8,70 Euro; der gesetzliche Mindestlohn von 8,50 Euro spielt für Bennke und seine rund neunzig Mitarbeiter also keine Rolle mehr – auch nicht nächstes Jahr, wenn er auf 8,84 Euro steigt, denn dann steigt der Tariflohn in der untersten Lohngruppe auf 9,05 Euro. „Wir leben noch, wir existieren noch“, sagt Bennke. „Und wir sind es in unserer Branche gewohnt, dass die Löhne jedes Jahr steigen.“ Allerdings müsse er dann eben auch jedes Jahr seinen Kunden eine Preiserhöhung beibringen. Und da gebe es schon Grenzen.

Alles rund ums Gebäude“ macht Bennke, „vom Schlachthaus bis zum Reiraum. Dafür haben wir einen staatlich geprüften Desinfektor, da sieht man den Dreck nicht, den man wegmacht.“ Dazu kommen Grünflächen und Winterdienst. Von Rostock bis zur Müritzer fahren die Einfach-sauber-Wagen für ihre Einsätze in Schulen, Büros und privaten Haushalten. „Es gibt einen starken Wettbewerb“, sagt Bennke. An Ausschreibungen beteiligt er sich nur, wenn er glaubt, dass es fair zugeht. „Manche zahlen zwar nach Tarif, aber ich kann mit dem Taschenrechner sehen, wo der Hase im Pfeffer liegt“, sagt er über die Tricks der Branche. „Wir machen einfach gute Arbeit, wir profilieren uns über gute Arbeit.“ Seine Geschäftszahlen seien besser als vor zwei Jahren, bei gleicher Mitarbeiterzahl. Mehr verrät er nicht. „Bei mir“, sagt er zum Abschied, „kriegt man den Inhaber persönlich. Und wenn der Bürgermeister anruft und sagt, mach das weg, dann mach‘ ich das weg.“

Oder wenn Miltenyi Biotec anruft. Das Biotechnologieunternehmen mit Hauptsitz in Bergisch Gladbach und Niederlassung in Teterow gehört zu Bennkes Kunden der Kategorie „Dreck, den man nicht sieht“. In den Reinräumen fertigen Mitar-

beiter mit Schutzkleidung und Mundschutz alles rund um die Zelltherapie: von Schlauchsets über Beutel zum Einfrieren von Stammzellen bis zu Reagenzien für Krankenhäuser und Pharmaindustrie. „Wir wachsen rasant“, sagt Bernd Schröder, zuständig für das Qualitätsmanagement und die Zulassung der Produkte. 1300 Mitarbeiter hat Miltenyi, 270 davon in Teterow. Die Zelltherapie sei ein Boommarkt, sagt Schröder.

Schröder steht vor einer Glasscheibe, hinter ihm setzen Reinraummitarbeiter Schlauchsets zusammen. Vor zwei Jahren war dieser Gebäudetrakt noch nicht in Betrieb, auch die Verwaltung war noch nicht ausgelagert in das Gebäude gegenüber. Die nächste Erweiterung ist schon geplant. „Wir als Gemeinde haben nichts dagegen“, sagt Bürgermeister Dettmann und schüttelt ein paar Hände. Miltenyi ist die Perle seiner Ansiedlungspolitik. Ihn, der nach der Wende für Teterow auf Medizin und Biotech setzte, macht es persönlich stolz, dass der Umsatz von Miltenyi in den vergangenen zwei Jahren von 140 auf 240 Millionen Euro gestiegen ist. „Wir haben aufs richtige Pferd gesetzt.“

Hier, wo Naturwissenschaftler und Ingenieure daran arbeiten, Krebs zu heilen, interessiert sich niemand für den Mindestlohn. Für den Fachkräftemangel dagegen schon. Es sei schwierig, promovierte junge Leute nach Teterow zu kriegen, sagt Schröder. „Wir sind nicht Berlin oder Köln.“

Das mit den jungen Leuten ist auch für Bürgermeister Dettmann ein wunder Punkt. Vor zwei Jahren, als er Erdbeeren mit Sahne auf den Tisch stellte, erzählte er von den hundert Einwohnern, die Teterow jedes Jahr verliere: fünfzig, weil mehr Alte sterben, als Babys geboren werden, und fünfzig, weil junge Leute wegziehen. Dieses Mal sind es Kirschen mit Sahne, der Sterberüberhang ist derselbe, aber aus der Abwanderung sind bis zu fünfzehn Neubürger im Jahr geworden. Knapp 8700 Einwohner hat Teterow derzeit, mit Nebenwohnsitzen 9000. Dass Teterow altert, ist dennoch nicht aufzuhalten. „Da“,

sagt Dettmann und zeigt auf ein saniertes Haus, „sechsdreißig neue, altersgerechte Wohnungen.“ Auch beim alten Wasserturm entsteht betreutes Wohnen, genau wie in dem Haus, wo früher ein Schuhgeschäft war. „Ich hätte gerne mehr junge Leute in der Stadt. Aber ich kann mich vor Anträgen karitativer Unternehmen für Altersgerechtes Wohnen nicht retten“, sagt Dettmann.

Besser als um die Demographie ist es ums Finanzielle bestellt: 4,2 Millionen Euro Gewerbesteuer sind für dieses Jahr angeordnet worden, deutlich mehr als vor zwei Jahren. „Jetzt zahlen auch die Hightech-Betriebe“, sagt Dettmann, deren Läden brummen so, „die machen trotz Investitionen Gewinn.“ Vergangenes Jahr gab es einen Haushaltsüberschuss, bis 2022 soll Teterow schuldenfrei sein. Fertig mit seiner Stadt ist Dettmann dennoch nicht.

Der Wasserturm etwa, den die Stadt der Deutschen Bahn vor Jahren für einen Euro abgekauft hat, ist noch nicht fertig saniert. Vor zwei Jahren hatte Dettmann erklärt: „Den habe ich gekauft, das werden fünf Wohnungen“, so wie er eben oft „ich“ statt „Teterow“ sagt, weil es sich für ihn so richtig anfühlt. Nach unserem ersten Treffen habe ich ihn einen kleinen Sonnenkönig im Staate Teterow genannt. Das ist er auch. Genauso aber ist er auch ein Elementarteilchen dieser Stadt, vielleicht sogar so etwas wie ihr Herz; er leidet und freut sich mit ihr im gleichen Takt. Inzwischen hat er ein neues Projekt: Das alte Stellwerk soll ebenfalls verkauft werden. „Ich bin der Erste, der ein Angebot abgegeben hat.“ Außerdem will er einen Busbahnhof.

Sechszwanzig Jahre ist Dettmann im Amt. 2018 ist Schluss, wegen der Altersgrenze. Dettmann seufzt, er weiß noch nicht, ob er ein Hintertürchen suchen will, soll, darf. Er ist hin- und hergerissen. „Die letzten Meter sind immer die schwierigsten“, hatte er vorhin gesagt und eigentlich die Sanierung der letzten Häuser in der Innenstadt gemeint. Vielleicht aber trifft das ja auch auf ihn zu. Als Bürgermeister von Teterow.



Heute und damals: Bürgermeister Dettmann, Frisörin Ackermann, Unternehmer Börger und Bennke.

Fotos J. Gyarmaty und M. Lüdecke

